

„Meines Lebens kleine Stadt“ – Der Dichter Franz Juncker und die Stadt Homburg

Sehr geehrte Damen und Herren,

gewiss war Franz Juncker kein originärer Dichter. Seine Sprache war eine Sprache zweiter Hand, angelehnt an Schiller, Goethe, von Platen oder Meyer. Die Topoi und Motive von Leben und Tod, Masken und Menschen, Rosen und Dornen, den Großen der Kunstgeschichte und den Schauplätzen der Antike sind von der Patina des Jahrhunderts überzogen.

Das ist eine Feststellung und kein Vorwurf. Entscheidend ist derlei für unsere Angelegenheit überdies nicht.

Zwar schlüpfte hier einer in die Schuhe anderer. Doch ging er damit einen, genauer: *seinen* Weg um eine Stadt, die ihm nichts weniger galt als die Bühne seines kleinen Welttheaters, in dem er Darsteller und Regisseur zugleich war. In dieser Aneignung liegt ein maßgebliches Beispiel für ein Leben nach dem „sanften Gesetz“, das der Schriftsteller Adalbert Stifter erließ.

„Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesmäßigkeit, Wirksamkeit in seinem Kreis, Bewunderung des Schönen ... halte ich für groß.

Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. (...) So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen, und die Wunder des Augenblickes ...“

Besieht man es genau, dann erfüllte sich das Leben Franz Junckers nach diesem Gesetz in seiner Malerei und in seiner von der „Bewunderung des Schönen“ getragenen Gedichten. Selbst wenn sich Zeitläufte und Menschen nicht vergleichen, noch übertragen lassen, so weckt ein solches Leben ein kleine Wehmut in denen, deren Leben diesen Rückzug nicht kennt. Obschon auch Franz Juncker in einer Zeit seinen Lebensrhythmus etablierte, die alles andere als angetan war, dem sanften Gesetz zu folgen. Dazu kam, dass sie an eine Entscheidung gekoppelt war, die ihn nicht nur zur Dichtung führte, sondern darin auch explizit verhandelt wurde.

„aber arm in meiner Seele/liegt das fremde fremde Wort.“, hatte er in seinem Gedicht „Gottes Wort“ verfügt. Hier sprach ein lyrisches Ich in eigener Sache. Denn der Gemeindepfarrer Franz Juncker spürte die „Qual der fremden Sätze“, die zudem noch an den Ohren und Herzen der Gemeinde abprallten. Stärker noch schien ihn, liest man den Beitrag Wilhelm Webers in der 1999, zum 100. Geburtstag Junckers erschienen Monographie nach, eine Pflicht niederzudrücken, die sich für ihn mit dem Pfarrberuf verband: Zitat

„Es stellt sich heraus, dass es ihm eine Anmaßung schien, „ein Bote Gottes“ zu sein. Diesen Auftrag nahm er überaus ernst. (...) Gottes Wort blieb für ihn letzten Endes rätselhaft.“

Franz Juncker plagte ein Dilemma: Einerseits war er stark von theologischen und philosophischen Fragen angezogen. Andererseits drückte ihn die ihm durch das Amt in der Gemeinde gebotene Form der Auseinandersetzung. Er zog die Konsequenz und wechselte in den Lehrberuf. Die Themen blieben, aber das Medium wechselte und damit die Formen des Ausdrucks: „Jede Predigt – ein Gedicht“, heißt es geradezu programmatisch in dem Gedicht „Meines Lebens kleine Stadt“. Hier kam zusammen, was fortan zusammengehören sollte: Die Stadt als Welttheater, in der das Wort und das Bild zu Ausdrucksformen wurden. Vor den Bildern standen die Worte. Franz Juncker schrieb seit seiner Gymnasialzeit Gedichte und blieb dem Wort als Prediger verbunden, um wiederum als Dichter und Autor von Aufsätzen und Reden erneut das Wort für sich zu nutzen. Aber was unterschied nun das Gedicht von der Predigt? Das mag der Blick auf seinen Abschied in Gauersheim erklären. Dessen Motto gab Vers 1, Kapitel 13 aus dem Korinther-Brief: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Es fehlte die innere Bindung, etwas Leidenschaftliches und Befeuerndes, was dazu angetan ist, noch aus der trostlosesten Einöde eine Oase des Geistes zu machen.

Die Quelle, aus der Franz Juncker seine Welt mit Bildern, ob in Worten oder Bildern speiste, war die vom Schwiegervater gestiftete Bibliothek. Sie diente gleichermaßen der Alltagsflucht wie dem Lebenserhalt. Sie erfüllte das Leben und bildete die Voraussetzung, um sich mit der eigenen Hand als Maler, aber auch als Dichter sein Leben aufzubauen. Wiederum nutzt Franz Juncker die Gedichtform, um sich darüber zu verständigen. Es ergeben sich zwei Ebenen: Die des unmittelbar Schaffenden und des darüber Reflektierenden. So schreibt er in dem Gedicht „Für meine Kinder die letzte kleine Predigt“: „Und Glück, das ich im Leben fand,/es ist die Lust, sich Eignes schaffen,/des eignen Geistes eignes Land,/doch nicht um Rang und Gold zu raffen.“

Darum war Franz Juncker nach Homburg gekommen. Dieser Fluchtpunkt markierte den Anfang und beschrieb in der Folge einen Lebenskreis, der in seine Gedichten Eingang fand. Die Stadt bot ihm dafür Motive, die er zu Symbol und Metapher des Lebens erhöhte. Die Stadt war der Rahmen und wandelte die Lebensform des Pfarrers zum Bürger und bedeutete auch ganz wörtlich den Wechseln von der Predigt zum Gedicht, wie es in dem Gedicht „Meines Lebens kleine Stadt“ heißt:

„Gute Häuser und geringe,
Häuser festlich angetan –
In dem kleinen Mauerringe
Auch die Kirche mit dem Hahn.

Meine Kirche mit dem Hahn
hat besonderes Gesicht
und mir bleibt im hohen Wahn
Jede Predigt ein Gedicht.“

Franz Juncker hat sein Feld abgesteckt und um die festumrissene Größe Stadt im Bild des „kleinen Mauerrings“ gefasst. Die Kirche ist ihr zentral, aber sie hat nun ein „besonderes Gesicht“. Es ist der Hinweis, dass nun ein anderer, eigenwilliger Zugang zur Theologie gewählt wurde.

Die Stadt gab ihm Metaphern und Symbole für seine Gedichte. Juncker entdeckte sie und brachte sie nicht nur in seine Gedichte. Sie bestimmten auch seine Bilder, die, ja, das hat Franz Juncker in dem Gedicht „Seit ich ein Maler heiße...“ eindeutig formuliert.

„Mein Herz hat immer neue Tage
und das Leben im Bilde geschaut
wird zwiefach schöne Genuss.
Nichts, das sich nicht vor meinen entzückten Augen
in den Rahmen spannte zum Bild,
kein Bild, das nicht des Lebens verborgenen Glanz
dem Kundigen zeigte.
Glücklich der Gnade,
im sichtbaren Schein das Unsichtbare zu ahnen,

glücklicher noch, das Unsichtbare sichtbar zu bilden.“

Hier war das Glück, das er seinen Kindern verhielt, das darin lag, „sich Eigenes zu schaffen“. Für ihn lag es nun nicht mehr in der Lektüre, sondern in der Bewegung des Spaziergängers, als der er stadtbekannt war, und sie lag in der Hand des Malers. Bewegung war der Stadt, zumal einer mit Topographie wie Homburg eingeschrieben. Das hieß, viele Treppen zu steigen, um nach oben zu gelangen. Hören wir dazu Franz Juncker:

„Immer geh ich auf den Berg,
der am längsten die Sonne sieht.
Nur selten finden Menschen dahin,
denn kaum sind die Wege zu nennen,
die man steilwärts geht.“

Die Treppen, Teil des städtischen Alltags, werden zu Symbolen des Daseins. So heißt es in dem Gedicht „Die Treppe“:

„So krumm und winzig sehn die Menschen aus,
die diese Treppe aufwärts gehen;
sie keuchen, halten an und atmen aus
und bleiben immer wieder stehen.“

Doch hinter diesen schnöden Dingen lauert immer auch das Fantastische, das der Maler in seinen Bildern im Motiv der Narren, der Tiere und der Gaukler einbringt. Es regierte zwar das „sanfte Gesetz“, was jedoch nicht bedeutete, dass alles nur eintönig war. Im Gegenteil, die Überschaubarkeit und Beschaulichkeit provoziert gerade dunkle Motive, wie im Gedicht „Alkaisch“: „Ich sah ein blaues Haus in der Winternacht/der Katze Schwefel sprühte aus grellem Blick/und auf dem Dachfirst schnarrten Raben,/saß in dem Hause ein Totes lag.“

Oder auch im Gedicht „Parabel“, das Anleihen bei Morgenstern bestimmen. Zitat: „An den Bäumen im entfernten/Garten hängen Kinder rot/und man muss sie heute ernten,/aber morgen sind sie tot.“ Damit hat sich der Dichter seine Maske aufgesetzt, mit der in der Stadt umhergeht. Der Narr, der Außenseiter, der von den anderen getrennt ist, ist für Juncker die Chiffre des Beobachters, der seine Wahrnehmung in Bild und Gedicht umsetzt. Der Narr, der das Recht hat, die Dinge anders zu sehen und die Ordnung auf den Kopf zu stellen.

Das Gedicht „Aschermittwoch“ zwingt den Narren in ein ernüchterndes, wildes Naturszenario, das sich in seiner schroffen Melancholie auch in seine Bilder einkehrte. Er selbst sah sich in der Maske des Narren „Der Fluss stöhnt auf, das Eis zerfließt/zerstochen von der Sonne Speer-/die gelbe Narrenmaske schießt vorbei/und keiner sieht sie mehr.“

Hier bricht sich weniger Resignation über die Vergänglichkeit des süßen Wahns Bann, als die Feststellung, dass es sich um den natürlichen, jahreszeitlich gebundenen Lauf der Welt handelt, dem auch der Narr wie jeder andere unterworfen ist.

Folgerichtig müsste man Narr mit Künstler gleichsetzen. Zumal Juncker selbst in dem Gedicht „Picasso“, Künstler und Narr gleichsetzt. Das mag im Kern stimmen, aber darin liegt die Gefahr der unsachgemäßen Nutzung dieser Chiffre durch diejenigen, die es immer schon gewusst haben wollen, dass Künstler per se verrückt sind. Es geht um eine andere Sichtweise, die man sich – und zwar jeder – aneignen kann. Das lässt Juncker mit diesem Motiv anklingen. Und es geht nicht darum, künstlerische Arbeit, denn um solche handelt es sich, als Werk von Verrückten zu verunglimpfen.

Auch Junckers Prosa beschäftigte sich explizit mit diesen beiden Ebenen. Diese Denkform und Sichtweise bestimmte seine Festrede zum 400-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 1958. Seine Analyse lässt die Stadt Homburg als überschaubaren Ort jenseits der Geschichte auftauchen, die „immer einmal prädestiniert aufzustehen zu Bedeutsamkeit und Rang, versäumt sie ihre große Stunde und sinkt ab zur Bedeutungslosigkeit, die um ihre Größe vom Schicksal betrogen wird, zu der sie ausersehen scheint.“

Doch das war kein Grund, die Stadt nicht zu schätzen. Gerade ihre Zurückgenommenheit, das wenig Grelle war es, das ihn anzog, und er stellte fest:

„Der lapidare Koloss der Kirche als Wächter über die bescheidenen Häuser im späten Zopfstil. Kaum beachtlich die Gassen historischer Anlage, in denen wie in der alten Deutschen Straße auch einmal ein Giebelhaus auf Frühes weist. Mag auch der Fremde sich durch die Höhlengänge unseres Berges staunend führen lassen, gewagte Hypothese für Wirklichkeit nehmend, dem Eingewessenen sind sie nur Prospekt und Proszenium für gelegentlichen Mummenschanz. Da ist keine Rettung des Ungewöhnlichen.“

Wo Franz Juncker Recht hat, da hat er Recht. Daran sollten die Verantwortlichen aller politischen Couleure angesichts des grassierenden Vauban-Unsinns denken, der auf die Epoche

einer kriegerischen Frontstellung zwischen Deutschland und Frankreich als Leitbild dieser im Grenzland liegenden Stadt setzt. Bald 60 Jahre nach den Elysée-Verträgen und im Zustand eines grenzenlosen Europas, das auf Verbindung, nicht auf das Trennende zielt, ist ein solches Ansinnen Ausdruck einer bemerkenswerten Ahnungslosigkeit.

In Junckers Sicht auf die Stadt obwaltete Adalbert Stifters „Sanfte Gesetz“, in dem es heißt: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß.“

Franz Juncker hat diesem Gesetz in seiner Festrede in einem zauberhaften Plädoyer für die Stadt entsprochen:

„Das Innere zu beschwören, wer dürfte es wagen? Da muss man ein Leben lang hier sein und alle tausend Wege gegangen sein. Das mag der von außen nicht ganz verstehen. Nirgendwo ist das Ganze so weit und offen, so sonnenhell und anmutungsvoll, mächtiges Rund des weiten Tals, dessen Hügelränder am Himmel liegen. Dann muss man wissen, wie das ist, wenn die Nebel aus dem Bruch steigen und über die Dächer ziehen (...) Dann muss man in der Nacht auf dem Berg stehen und in das großartige Dunkel der Tiefe schauen. Nirgendwo stecken solche Geisterbäume in den Himmel wie über unserer kleinen Stadt, und in das nächtliche Summen der Tiefe rufen die Käuzlein, und auf die alten Dächer fallen die Sterne herunter.“

Franz Juncker schaute als Maler und Dichter auf seine Stadt, und sie genügte ihm. Was er dazu geben konnte, gab er und er tat es reichlich. Er füllte ihren Kreis mit fantastischen Bildern, ohne ihn dadurch zu sprengen. Ihm ging es auf seine Weise um Identität und innere Verbundenheit, die keine albernen Verrenkungen kannte, sondern an die Kraft der Menschen appellierte, in dem Kleinen auch das Besondere zu sehen.

Diese großzügige Bescheidenheit ehrt ihn und empfiehlt ihn als Ratgeber auch für uns Gegenwärtige. Dabei mag uns das Verhältnis zur Stadt leiten, was Juncker für sich und seinem Verhältnis zu den eigenen Gedichten festlegte: Bei allem Zuspruch, nie die Distanz zu sich zu verlieren.

So schrieb er:

„Mancher will mir prüfend scheinen,
ist verliebt in sein Gedicht.

In die meinen bin ich's auch und bin es nicht.“

©SABINE GRAF